



Am Morgen, wenn der Himmel noch strahlend blau ist, zeigt Benidorm sein »schönstes« Gesicht. Das sieht so aus: Wolkenkratzer, so weit das Auge reicht, davor zwei weit geschwungene Buchten, deren goldgelber Sand im August vor lauter Menschen kaum noch zu erkennen ist. »In Benidorm ist alles größer als anderswo: die Vergnügungsmeilen, die Touristenmassen, die Gebäude«, sagt Ángela Torres, deren Familie seit fast drei Jahrzehnten ein Apartment in Benidorm besitzt. Und in der Tat: Die 70.000-Einwohner-Stadt an Spaniens Südküste besitzt mit 345 Hochhäusern über zwölf Etagen die größte Wolkenkratzerdichte im Verhältnis zur Einwohnerzahl. Weltweit.

Als geschmacklose Betonwüste, Rentnerghetto und Billigziel für Sauftouristen wurde Benidorm oft beschrieben. 1956 auf dem Reißbrett als maßgeschneiderte Ferienstadt für die Geldbeutel der Mittelklasse entworfen, waren es zunächst die Deutschen, die das ehemalige Fischerdorf bevölkerten, später auch Briten und Holländer. Doch in den 80er Jahren geriet der Boom ins Stocken: eine veraltete Hotelinfrastruktur, verstaubte Restaurants und saufende Billigtouristen beschädigten das Image. Viele kehrten der in die Jahre gekommenen Urlauberhochburg den Rücken. Doch Benidorm wäre nicht Benidorm, würde es sich nicht ständig neu erfinden. Als irgendwann die Kunden ausblieben, weil ihnen die Stadt zu bunt und zu billig wurde, sprangen die Russen ein und sorgten für traumhafte Auslastungszahlen. Jetzt, wo der Rubel an Wert verloren

Nicht nur Briten und Deutsche drängen sich im Hochsommer an der Playa de Levante von Benidorm. Im August bevölkern traditionell auch Tausende Spanier die Stadt. Viele haben ein Apartment in einem der Hochhaustürme. Im Zuge der Krise geben die Spanier weniger für Restaurants und Ausgehen aus – ein Urlaub in den eigenen vier Wänden mit Selbstversorgung kommt da gerade recht. Traditionell ist die Zahl der Heimaturlauber in keinem anderen Land größer als in Spanien. Warum auch: Traumhafte Strände gibt es wahrlich genug. Die meisten davon sind auch leerer als die in Benidorm.

hat, richten es wieder die Engländer. Wegen der Terroranschläge in Konkurrenzdestinationen erlebt die Stadt derzeit einen dritten Frühling. Das Geschäft läuft so gut wie lange nicht mehr: Bereits in den ersten Monaten 2016 freuten sich Benidorms Hoteliers über Auslastungen von mehr als 80 Prozent. Im Sommer rechnen sie sogar mit voller Belegung der etwa 40.000 Hotelbetten.

Doch was macht das Phänomen Benidorm eigentlich aus? Eines ist sicher: Die Stadt hat mit mehr als 300 Sonnentagen im Jahr einen immerwährenden Frühling. Selbst im Januar steigt das Thermometer im Schnitt auf 16 Grad – ein unschlagbares Argument für britische Rentner, die dem Grau von Manchester, Leeds und Liverpool entfliehen wollen. Im August gesellen sich Tausende Spanier dazu. Dann bietet Benidorm Bilder zum Nicht-Vergessen: An der Playa de Levante breiten spanische Großfamilien ihren Hausstand aus, samt Tortilla-Sandwich und Cruzcampo-Bier. Am Strand wälzen sich hummerfarbene englische Muttis, die gerade dem Malkasten der Schöpfung entsprungen zu sein scheinen. Abends trifft man sich dann zum Bingo oder Darts in einem der zahlreichen Pubs.

Die spanische Tageszeitung »El País« schrieb einmal: »Benidorm ist ein Hamburger, das McDonald's des Tourismus.« Kein schlechter Vergleich. Dabei liegt das Gute gar nicht fern: Wer nur wenige Kilometer aus der Stadt herausfährt, ist mitten in der Natur, denn hier liegen die Sierra de Aitana und die Sierra de Bernia. Kaum einen Steinwurf von den Wolkenkratzern der Playa de Levante und Playa de Poniente entfernt rollt man durch von Tourismus noch weitgehend unberührt gebliebene Täler, durch Mandel-, Oliven- und Orangenhaine. ■ Fabian von Poser

Mallorca mit Stil

In Mallorca ticken die Uhren längst anders. An der Playa de Palma sind Trinkexzesse schon seit 2014 verboten. Wer dagegen verstößt, dem drohen hohe Strafen. An jedem Laternenpfahl klebt seitdem ein anderes Schild: Nicht aus Eimern saufen, kein Stadtbummel in Badehose oder Bikini, keine laute Musik, kein Sex in der Öffentlichkeit. Zudem wurde 2015 Phase zwei der Aufwertung der Playa de Palma eingeleitet. Nach jahrelangem Hin und Her verabschiedete die Stadtverwaltung einen Masterplan zur Modernisierung. 469 Millionen Euro, mehr als drei Viertel davon aus privater Hand, sollen binnen zehn Jahren dafür sorgen, dass aus dem in die Jahre gekommenen Sündenpfuhl eine ehrwürdige Urlaubsmeile wird. Der Plan sieht vor, den Anteil der Vier- und Fünf-Sterne-Hotels von 40 auf 60 Prozent zu erhöhen. Neubauten werden nur noch genehmigt, wenn sie mindestens vier oder fünf Sterne haben. Seit Juni 2016 zahlen Balearenurlauber auch eine Touristenabgabe zwischen 0,25 und zwei Euro pro Nacht und Person. Damit will die Ferieninsel den Weg zu einem umweltverträglicheren Tourismus ebnen. Benidorm braucht all das nicht, denn an der Costa Blanca gehört billig zur Marke. Eine Marke, die seit mehr als 60 Jahren auch ohne Upgrade funktioniert.

Dürre Zeiten

Erneuerbare Energien

Spanien war und ist in Europa einer der Vorreiter, was den Ausbau erneuerbarer Energien angeht. Mehr als 42 Prozent seiner Energie gewann das Land schon 2013 aus Ökostrom. Hauptstromproduzenten waren die Wasserkraft (14,4 Prozent) und die Windkraft (21,1 Prozent). Die Solarenergie hingegen nahm erstaunlicherweise nur einen sehr geringen Teil (4,9 Prozent) der in Spanien produzierten Energie ein. Andere erneuerbare Energien wie Biogas und Biomasse spielten kaum eine Rolle.

2013 holte die Windkraft erstmals die Atomkraft (21 Prozent) als größter Energielieferant fast ein. Kohle, Öl und Gas machten zusammen nur 24,2 Prozent der gesamten Energieproduktion aus. Zwar haben Überkapazitäten, sinkende Stromnachfrage, weil Verbraucher und Staat im Zuge der Krise sparsamer mit Strom umgehen, und allgemeine Sparzwänge die Ökostrombranche in den vergangenen Jahren ausgebremst. Das ändert jedoch nichts daran, dass Spanien auch in Zukunft einer der Vorreiter der Energiewende in Europa sein wird.

Ich kenne die alten Fotos von unserem Dorf Cautivador aus meiner Kindheit: Trockene, aber grüne Landschaften umgaben damals unsere Finca. Der nahe gelegene Stausee von Guadalest war so gut wie immer gefüllt, die Hänge am Fuß der Sierra Aitana grün.



Wenn ich heute in die Berge fahre, um den Stausee und die traumhafte Landschaft zu besuchen, dann ist er meist nur spärlich gefüllt. Statt mit klarem Bergwasser gießt meine Mutter ihre Mandel- und Olivenbäume inzwischen mit geklärtem Abwasser aus dem nahen Benidorm. Aber das riecht immer noch nach Kloake, sobald es durch die »acequia«, den alten arabischen Wasserkanal, auf unser Grundstück fließt.

Mitte der 60er Jahre hatte mein Vater die damals einsame Finca an der Costa Blanca gekauft. Zu dieser Zeit hatten wir genug Wasser, um all unsere Bäume zu wässern. Heute gibt es an Spaniens Südküste kaum ein begehrteres Gut wie Wasser. Der Klimawandel, die mit EU-Geldern subventionierte Landwirtschaft und der explodierende Tourismus haben einen regelrechten Wassernotstand ausgelöst. Laut der Organisation Ecologistas en Acción hat Spanien in den vergangenen 20 Jahren ein Fünftel seiner Süßwasservorräte verloren, in den trockenen Teilen im Süden sind es bis zu 40 Prozent. Regionen wie Katalonien, Valencia, Alicante, Murcia und Almería messen immer weniger Niederschlag und jedes Jahr neue Temperaturrekorde – ein gefährlicher Cocktail.

Das Problem: Mit steigendem Wohlstand steigt auch der Wasserverbrauch. Klimaanlage schlucken Unmengen an Wasser, Schwimm-

bäder sind heute eine Prestigefrage. Allein die Bevölkerung in der Metropolregion Barcelona ist in den vergangenen 15 Jahren um 1,5 Millionen gewachsen. Seit meiner Jugend hat sich auch die Welt rund um unsere Finca verändert. Benidorm mit seinen 40.000 Gästebetten ist heute eine regelrechte Wasservernichtungsmaschine. Dazu kommt die exzessive Landwirtschaft. Besonders grotesk ist es in Andalusien: Der Küstengürtel im Süden Spaniens, traditionell eine der trockensten Regionen Europas, ist heute eine der fruchtbarsten. Bei Almería werden das ganze Jahr über Tomaten, Gurken, Paprika und Südfrüchte angebaut, die Europas Kühlregale füllen – mit fatalen Folgen für die Wasservorräte. Selbst wenn die Erderwärmung auf zwei Grad beschränkt werden kann, wird im Jahr 2050 in weiten Teilen

Das Problem: Mit steigendem Wohlstand steigt auch der Wasserverbrauch.

Spaniens kein Anbau von Gemüse, Orangen und Zitronen mehr möglich sein – so die Schätzung von Experten.

Zwar versucht die Regierung, durch den Bau von Meerwas-

serentsalzungsanlagen, von Wasserkanälen an Ebro, Júcar und Co. sowie durch das Anzapfen von unterirdischen Wasserspeichern wie dem von Calasparra bei Murcia die Not zu lindern. Schon jetzt streiten sich die Regionen aber erbittert um die Verteilung des Wassers, zum Beispiel um das aus dem Ebro. In einem oder zwei Jahrzehnten könnte die Wasserknappheit zu einem der drängendsten Probleme des Landes werden, schätzen Experten. »Wenn die Quantität abnimmt, der Verbrauch steigt, dann kommt es irgendwann zum Wasserkollaps«, mahnt Santiago Martín Barajas, Wasserexperte der Organisation Ecologistas en Acción, seit Jahren.

In Spanien werden heute rund 80 Prozent des Wassers für die Landwirtschaft verwendet. Eine mögliche Lösung, den Wasserverbrauch zu verringern, wäre, die landwirtschaftlich genutzte Fläche von vier Millionen Hektar auf drei zu reduzieren. Gelingt das nicht, drohten harte und irreversible wirtschaftliche und Umweltschäden, sagt Barajas. »Können wir das nicht abwenden, könnten die Folgen Spanien wirtschaftlich auf die andere Seite der Straße von Gibraltar katapultieren.« Eine schnelle Lösung für Spaniens Wasserproblem ist nicht in Sicht, eine einfache schon gleich gar nicht, denn die Hebel müssen nicht an einer Stelle, sondern an vielen angesetzt werden. Umso klarer wird: Der Kampf ums Wasser hat eben erst begonnen. ■ Fabian von Poser

Peter Maffay: Nägel mit Köpfen

Peter Maffay wurde 1949 in Kronstadt in Rumänien als Peter Alexander Makkay geboren. Der Sänger, Komponist, Schauspieler, Gitarrist und Musikproduzent begann seine Karriere als Schlagersänger und wurde zu einem der bekanntesten deutschsprachigen Rock- und Popmusiker.

Maffay gehört mit rund 50 Millionen verkauften Tonträgern zu den erfolgreichsten Musikern des Landes. Zwei Bambis, vier Echos, der World Vision Charity Award, der Bayerische Verdienstorden und das Bundesverdienstkreuz erster Klasse sind nur einige Beispiele aus der langen Reihe von Ehrungen und Auszeichnungen.

Darüber hinaus ist der 66-Jährige als Miterfinder der Märchen- und Zeichentrickfigur Tabaluga bekannt. Seit vielen Jahren ist Maffay über seine Stiftung mit Spanien verbunden. Bei Pollença auf Mallorca hat er sich den Traum einer eigenen Finca erfüllt – mit dem Landgut Can Llompart. Hier hilft er jedes Jahr 250 traumatisierten Kindern, ihre Vergangenheit für einige Wochen zu vergessen.



Wie sind Sie darauf gekommen, Ihr Stiftungszentrum ausgerechnet auf Mallorca zu eröffnen?

Ich war seit den 70er-Jahren viel auf Mallorca und die Insel begeistert mich bis heute. Als sich vor 15 Jahren die Gelegenheit bot, die Finca Can Llompart zu erwerben, war mir klar, dass es kaum einen besseren Ort für unsere Visionen geben konnte, und wir haben Nägel mit Köpfen gemacht. Can Llompart ist die älteste Einrichtung unserer Stiftungshäuser, aber nicht das Stiftungszentrum: Das Zentrum der Peter-Maffay-Stiftung bauen wir gerade auf Gut Dietlhofen bei Weilheim in Oberbayern auf. Dort werden künftig alle Fäden zusammenlaufen.

Erklären Sie uns die Arbeit der Peter-Maffay-Stiftung. Was genau erleben die Kinder auf Can Llompart, und warum ist es so wichtig, ihnen zu helfen?

Wir bieten traumatisierten Kindern und Jugendlichen eine Auszeit von ihrem belastenden Alltag. Die Gruppen kommen mit ihren Betreuern oder Therapeuten auf die Finca, die ihnen einen Schutzraum bietet, in dem sie zur Ruhe kommen und sich erholen können. Sie verbringen ein bis zwei Wochen inmitten einer intakten Natur und nehmen mit allen Sinnen am Fincaleben teil. Morgens weckt sie der krähen Hahn oder der Esel, tagsüber halten sie sich viel im Freien auf, sie atmen die Meeresluft und den Duft der Felder und Gärten ein. Es gibt jede Menge Tiere, um die sie sich kümmern dürfen, oder sie helfen dabei, Obst und Gemüse zu ernten. Und natürlich bleibt viel Zeit zum Spielen und Toben. Mit diesen Aufenthalten schenken wir den Kindern ein Stück Unbeschwertheit, das sie in ihren Alltag mitnehmen.

»Mir gefallen die Sympathie-Magazine, weil sie die vielschichtigen Facetten anderer Länder und Kulturen beleuchten und den Blick auch auf Alltagsthemen lenken.«

Was fasziniert Sie persönlich an Mallorca?

Ich liebe das einfache, ländliche Leben auf der Insel. Das Klima eignet sich hervorragend für Obst- und Gemüseanbau. Auf unserer Finca wird auf insgesamt 100 Hektar all das angebaut, was auf der Insel Tradition hat: Gemüse wie die endemische Tomatensorte »ramallet«, Kräuter, Zitronen, Orangen, Mandeln, Oliven, Johannisbrot und Feigen sowie Gras und Getreide als Futter für die Tiere. Seit Februar 2007 bauen wir zudem auch Wein an. Auch hier

haben traditionelle mallorquinische Rebsorten den Vorrang. Das Landleben auf Mallorca ist unkompliziert und entspannt. Es geht mehr um das, was du machst, als darum, wer du bist. Diese Haltung gefällt mir.

Welchen Ort empfehlen Sie jemandem, der die Insel zum ersten Mal besucht?

Meine favorisierte Gegend ist der Norden. Dort kann man wunderbar Urlaub machen. Es ist nicht so überlaufen. Ich stehe mehr auf das ursprüngliche Mallorca. Das kann man dort sehr gut erleben. Die Bucht von Alcúdia, die Bucht von Pollença bis hinüber nach Artà: Das sind die Ecken, die mir am besten gefallen. ■

Aufgezeichnet von Fabian von Poser

»Stierkampf ist eine Kunst, die zu unserer Kultur gehört wie der Wein. Die »corrida« ist tief in der spanischen Geschichte und Literatur verankert. Die edlen Bewegungen des Stieres, wenn er die Arena betritt, der absolute Wille, bis zum letzten Atemzug zu kämpfen, sind die herausragenden Eigenschaften des Tieres. Der Stierkämpfer wiederum weiß diese stolzen Tiere zu steuern. Berühmte »toreros« wie Enrique Ponce, El Juli und José Tomás haben nicht nur Mut, sondern besitzen auch unglaubliche stierkämpferische Fähigkeiten. Beim Stierkampf stehen sich torero und Stier Auge in Auge gegenüber. Das Argument, der Stier sei chancenlos, ist Unsinn. Auch der Stier hat eine Chance. Jedes Jahr werden in unseren Arenen zahlreiche toreros verletzt, einige verlieren sogar ihr Leben.

Außerdem schafft der Stierkampf in Spanien mehr als 40.000 Arbeitsplätze. Das fängt bei der Zucht der Kampfstiere an, geht über das Schneidern der Kostüme und die Herstellung der Dolche bis hin zu Tausenden Arbeitsplätzen in den Arenen. Würde der Stierkampf verboten, müssten mehr als 1.000 Zuchtbetriebe ihre Pforten schließen, denn der »toro bravo«, der Kampfstier, wird nur für den Stierkampf gezüchtet. Unter dem Wegfall von Großveranstaltungen wie in Madrid, Valencia und Pamplona würden auch das Hotelgewerbe und die Gastronomie leiden. Ich kann die Argumente der Tierschützer nicht verstehen. Stiere genießen fünf ausgezeichnete Jahre auf den besten Weiden unseres Landes. Dann sterben sie in 20 Minuten in der Arena. In Deutschland leben Millionen Hühner auf 20 Quadratcentimetern und werden mit Antibiotika vollgepumpt, nur um jeden Tag ein Ei zu legen und später gegrillt zu werden. Ist das nicht Tierquälerei?

Im Übrigen ist die Zahl der Spanier, die sich für Stierkampf interessieren, nach wie vor groß. Das 2013 vom spanischen König unterschriebene Gesetz, das den Stierkampf als schützenswertes Kulturgut einstuft, ist doch der beste Beweis dafür. Im März 2016 gingen in Valencia 20.000 Demonstranten, darunter toreros, Stierzüchter und namhafte Politiker aller Parteien, bei der bislang größten Demonstration für den Stierkampf auf die Straße. Können diese Zahlen trügen? Meine Meinung ist: Wer den Stierkampf nicht mag, der sollte sich nicht ständig über unsere angeblich so barbarische Kultur echauffieren, sondern einfach nicht hingehen.«



»Tiere leiden wie wir Menschen und sie genießen wie wir. Das ist das moralische Argument dafür, dass Leid auch bei Tieren vermieden werden sollte. Beim Stierkampf werden dem Stier Spieße von mehreren Zentimetern Länge in den Rücken gebohrt, bis er schließlich mit dem Degen erstochen wird – häufig nach vielen misslungenen Versuchen, bei denen Organe wie die Lunge verletzt werden. Das hat zur Folge, dass der Stier noch während des Kampfes Blut spuckt. Ein solches Leid ist nicht zu rechtfertigen.

Befürworter bringen stets das Argument an, der Stierkampf sei Tradition, Kunst und Teil der spanischen Kultur. Aber dieses Argument hält einer genauen Prüfung nicht stand. Sicher ist: Keine Tradition kann so groß sein, dass sie sich über die Vernunft stellt. Kunst ist es, ein Werk zu schaffen. Der Stierkampf ist aber kein Tanz mit dem Stier, wie viele Ewig-Gestrige immer behaupten. Es ist ein ungleicher Kampf, bei dem der Stier getötet wird. Die Mehrheit der Spanier lehnt den Stierkampf heute ab. Der beste Beweis dafür ist, dass die »corrida« in Katalonien

bereits 2009 verboten wurde. Auch auf den Kanarischen Inseln gibt es keine Stierkämpfe mehr. In Galizien und auf Mallorca werden nur noch einige wenige Schaukämpfe ausgetragen. Die Stadt Madrid hat erst im September 2015 Subventionen von mehr als 60.000 Euro im Jahr für die städtische Toreroschule gestrichen. Auch diese Zahlen sprechen gegen die corrida: Laut einer von der internationalen Agentur Ipsos Mori im Dezember 2015 durchgeführten Umfrage sind nur 19 Prozent der Spanier zwischen 16 und 65 überhaupt noch an Stierkämpfen interessiert. 58 Prozent sprechen sich dagegen aus.

Das Problem ist, dass einige Menschen den Stierkampf immer noch als Teil ihrer Identität verstehen, ihn quasi wie das favorisierte Fußballteam sehen. Andererseits spielt die Wirtschaft eine große Rolle. Die Stierkampfindustrie erhält von den Gemeinden, die die Stierkämpfe ausrichten, Subventionen in Millionenhöhe. Jedes Jahr kostet das die Kommunkassen mehr als 600 Millionen Euro, die dem Bürger aus der Tasche gezogen werden – egal, ob er den Stierkampf befürwortet oder nicht. Warum sollen wir diese wirtschaftlichen Interessen über das Leben von 11.000 Stieren stellen, die jedes Jahr in den Arenen unseres Landes sterben? Der Stierkampf ist Teil unserer Vergangenheit, aber nicht unserer Zukunft.« ■ Aufgezeichnet von Fabian von Poser



Pepe Hortelano, 76, arbeitete neben seinem Job als Sprengmeister 30 Jahre lang als »arrastre« in verschiedenen Arenen Spaniens und entfernte die toten Stiere. Hortelano hat Hunderte Kämpfe gesehen und ist ein Verfechter der »corrida«.



Silvia Barquero Nogales, 42, sah ihren ersten Stierkampf mit 19 und verließ sofort die Arena. Seitdem kämpft sie für die Rechte von Tieren. Heute ist Barquero Präsidentin der Tierschutzpartei Partido Animalista contra el Maltrato Animal (PACMA).



Fiesta española

Ein weißer Schleier legt sich über Hemden, Haare und Gesichter. Eier fliegen durch die Luft. Es kracht. Um Punkt zehn Uhr morgens gibt es in Ibi kein Halten mehr. Dann mischen sich zerborstenes Eigelb, Eiweiß, Mehl und Böller in den Gassen zu einer klebrigen Melange. Es sind »sanfte Waffen«, mit denen sich die »Els Enfarinats«, die Eingemehlten, und die »Oposició«, die Opposition, bekämpfen. »No pasa nada«, sagt der alte Mann, der neben mir steht, als beide Gruppen aufeinander losgehen. Keine Angst. Dennoch schützen viele ihre Augen mit Sonnenbrillen, andere ihre Köpfe mit Helmen.

Jedes Jahr am 28. Dezember feiert die 25.000-Einwohner-Stadt bei Alicante den »Tag der Unschuldigen« mit einer riesigen Mehlschlacht. Protagonisten sind die Els Enfarinats. Nachdem sie am frühen Morgen vom Bürgermeister das mit Gemüse und Feuerwerkskörpern geschmückte Regierungsszepter übernommen haben, ziehen die Eingemehlten zum Rathaus, wo sie schon von Hunderten Zuschauern, Fotografen und natürlich ihren ewigen Gegnern, der Oposició, erwartet werden.

In keinem Land Europas werden so viele Feste gefeiert wie in Spanien. Das liegt daran, dass das Land auf der Iberischen Halbinsel über Jahrhunderte am Schnittpunkt der Kulturen lag. Zurück blieb eine Vielzahl religiöser Feste, wie die düsteren Feierlichkeiten der »Semana Santa«, historische Feste wie »Moros y Cristianos« (Mauren und Christen), bedeutungsfreie, aber traditionsreiche Stierhatzen und bunte Treiben wie die Tomatenschlacht »Tomatina« in Buñol und die Mehlschlacht in Ibi. Zu den bekanntesten »fiestas« zählen auch die »Fallas« in Valencia. Dort basteln 400 Fallas-Vereine riesige Figuren aus Holz, Gips und Pappmaschee. Wie beim Karneval karikieren sie Politiker und Menschen des öffentlichen Lebens. Wenn die Figuren in der Nacht des 19. auf den 20. Februar verbrannt werden, lodern die Flammen bis zu 20 Meter hoch.

Zurück in Ibi. Der Platz gleicht einem Schlachtfeld. Mit martialischen Kostümen und Militäruniformen verkleidet, bewerfen sich die beiden verfeindeten Gruppen. 150 Paletten Eier, mehrere Hundert Kilo Mehl und 12.000 Böller in nur einer Stunde verwandeln die 30 mal 30 Meter große Plaça del Ajuntament in ein Chaos. Der Ursprung dieses Brauches ist nicht ganz klar. Fest steht: Der Tag der Unschuldigen am 28. Dezember kommt unserem 1. April nahe, bei dem andere »zum Narren gehalten werden«. Angeblich hat das Fest seit über 200 Jahren Tradition. Der Anthropologe Julio Caro Baroja glaubt sogar, in der fiesta neben Elementen des Karnevals auch Reminiszenzen an die Saturnalien gefunden zu haben, ein antikes Fest, das die Römer vor mehr als 2.000 Jahren zu Ehren ihres Gottes Saturn abhielten.

Woher auch immer der Brauch kommt, nach einer Stunde ist der Spaß vorbei. Mit riesigen Netzen haben die Eingemehlten die Mitglieder der Opposition mittlerweile gefangen genommen und ins Gefängnis gesteckt, einen fünf mal fünf Meter großen Gitterverschlag auf dem Platz. Der Wind, der im Dezember im Süden Spaniens bisweilen kräftig bläst, trägt das Mehl jetzt auch ins Publikum, sodass am Ende kein Besucher Ibi ungepudert verlässt. ■ Fabian von Poser